

Die thomistische Philosophie und die Erkennbarkeit des Einzelmenschen [Fortsetzung]

Autor(en): **Thiel, Matthias**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Divus Thomas**

Band (Jahr): **6 (1928)**

PDF erstellt am: **08.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-762666>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die thomistische Philosophie und die Erkennbarkeit des Einzelmenschen.

Prinzipien zu einer philosophischen Charakterlehre.

Von P. Matthias THIEL O. S. B., Maria Laach.

(Fortsetzung.)

III. Die Wirkursachen des Einzelmenschen.

1. Der Einzelmensch und seine Voreltern.

Damit ein neues Lebewesen entsteht, müssen wenigstens bei den höheren Gattungen zwei für einander empfängliche Organismen in der Weise zusammenkommen, daß sich eine Samenzelle des einen mit einer Eizelle des anderen verbindet. Das daraus hervorgehende befruchtete Ei ist ein Mischprodukt, in dem sogar die Kerne der männlichen und weiblichen Geschlechtszelle ineinander verschmelzen. Den wichtigsten Bestandteil darin bilden die Chromosomen. Ihrem Namen nach sind das « farbentragende Gebilde »¹ oder « Farbschleifen »², doch soll « farbentragend » nur besagen, daß es sich um eine leicht färbbare Masse handelt. H. André, der in diesem Punkte H. Driesch und Fr. Quade folgt, rechnet ihren Stoff zu den Fermenten.³ Wir können sie einem Bündel Fäden vergleichen, von denen jeder ablösbar ist. Ihre Zahl ist durch die Natur streng festgelegt. So finden sich beim Menschen in jeder weiblichen Körperzelle deren immer vierundzwanzig, in der männlichen dagegen nur dreiundzwanzig.⁴ Reift jedoch eine solche Körperzelle zur Geschlechtszelle heran, d. h. bildet sie sich entweder zu einer Samen- oder zu einer Eizelle aus, dann wird ihre Chromosomenzahl auf die Hälfte reduziert. Die Biologen nennen einen derartigen Prozeß die Reifungsteilung. Sie soll bewirken, daß auch das befruchtete Ei nicht mehr Chromosomen erhält als eine Körperzelle seiner Eltern.

¹ H. Muckermann, Kind und Volk, Freiburg i. Br. 1921. I⁵, S. 27.

² H. André, Die Einheit der Natur, Habelschwerdt (Schles.) 1923, S. 108.

³ a. a. O. S. 116 ff.

⁴ a. a. O. S. 113.

Das befruchtete Ei bleibt zwar einstweilen noch im Mutterleib und auf ihn angewiesen. Dessenungeachtet ist es bereits ein neues Individuum; schon deshalb, weil es sich hier nicht wie bei der Ernährung um eine Assimilation handelt, sondern um die Verschmelzung zweier Substanzen, die auf der gleichen Stufe stehen. Besonders aber gerade auf Grund seiner Chromosomen. Daß diese bei der Reifungsteilung zur Hälfte ausgeschieden werden, hat nämlich weit mehr zu bedeuten, als daß so der Umfang der befruchteten Eizelle nicht doppelt so groß wird wie der ihrer Elemente, also der einzelnen Körperzellen. Wie die sogenannte Mendelforschung ergeben hat, folgt einer solchen Reduktion notwendig auch eine Teilung der Eigenschaften, die der betreffende Elter vererben kann, so daß also kein Nachkomme jemals das ganze ererbte Gut erhält. Daraus haben die Biologen mit Recht geschlossen, daß die Chromosomen das eigentliche Substrat der Vererbung sein müssen.¹ Und zwar ist dabei jedes einzelne Chromosom wichtig. Denn nur, wenn das der Fall ist, und wenn es andererseits ganz den augenblicklichen Umständen überlassen ist, welche Chromosomen in den heranreifenden Geschlechtszellen ausgeschieden und welche erhalten bleiben, d. h. welche von den vierundzwanzig bzw. dreiundzwanzig in der menschlichen Körperzelle die Entwicklung zum Ovulum oder Sperma mitmachen, ist zu verstehen, daß selbst Kinder des gleichen Elternpaares zuweilen sehr verschieden ausfallen und nicht einmal Zwillinge die nämlichen Eigenschaften erben. Wir betrachten es dann sogar als das Natürlichere, wenn jeder Fall einzigartig ist. Denn es läßt sich dann auf seiten des Vaters wie der Mutter das Erbgut so mannigfach teilen, daß es kaum denkbar ist, wie zwei Kinder sowohl vom Vater als von der Mutter je die gleichen Eigenschaften erben können.²

Indessen soll damit, daß jedes einzelne Chromosom von Bedeutung ist, nicht gesagt sein, daß die Chromosomen die *alleinigen* Träger der Vererbung sind. Wie weit der Anteil der einzelnen Chromosomen reicht, läßt sich schon deshalb nicht genau feststellen, weil wir nicht

¹ *Th. H. Morgan*, Die stoffliche Grundlage der Vererbung. Berlin 1921, S. 178 ff. (Deutsch von H. Nachtsheim.)

² *Muckermann* bemerkt dazu: «Die Verteilung der durch Befruchtung verknüpften und dann wieder voneinander gelösten Erbinheiten auf die Nachkommen wird vom Zufall gewürfelt — ein für das Individuum unheimliches Spiel nach den Aussichten der Wahrscheinlichkeitsrechnung.» A. a. O. S. 29; vgl. ebenda S. 66, und *André*, a. a. O. S. 115 f.

wissen, wodurch sie sich voneinander unterscheiden. Sodann scheint angenommen werden zu müssen, daß sowohl *ein* Chromosom Vehikel von mehreren Erbanlagen sein, als auch umgekehrt dieselbe Erbanlage durch *verschiedene* Chromosomen weitergegeben werden kann.¹ Aber wenn dem wirklich so ist, dann ist es höchst wahrscheinlich, daß das eine Chromosom diese Erbanlage nicht alle gleich gut weiter gibt und daß umgekehrt doch jede Erbanlage ein Chromosom zum *Hauptträger* hat.²

Weil das befruchtete Ei seine Chromosomen von beiden Eltern erhält, lehren die Biologen weiter, daß auch beide einen Anteil am Ahnenerbe liefern. «Das Kind ist im allgemeinen ein Mischprodukt seiner beiden Eltern; es empfängt von Vater und Mutter gleiche Mengen von wirksamen seelisch-körperlichen Teilchen, Trägern der ererbten Eigenschaften.»³

Ob das Kind ein Junge wird oder ein Mädchen, hängt sogar von einem Chromosom ab, das man deshalb das Geschlechtschromosom nennt. Da nämlich, wie bereits oben bemerkt, beim Menschen die Chromosomenzahl der männlichen Körperzelle nicht, wie in der weiblichen, vierundzwanzig, sondern nur dreiundzwanzig beträgt, sind bei ihrer Entwicklung zu einer Samenzelle zwei Möglichkeiten gegeben: die Samenzelle kann zwölf Chromosomen aufweisen, aber auch nur elf. Verbindet sich nun eine zwölf Chromosomen enthaltende Samenzelle

¹ Vgl. *Rich. Goldschmidt*, Einführung in die Vererbungswissenschaft. Leipzig 1920³, S. 250 f.

² Eine besondere Schwierigkeit bereiten der Erklärung die sogenannten *genotypisch identischen oder eineiigen Zwillinge*, die genau so wie die rechten und linken Körperhälften des nämlichen Individuums gleiches Erbgut enthalten. Solche Zwillinge entstehen aus der Teilung einer einzigen, bereits befruchteten Eizelle. (Vgl. *K. H. Bauer*, Rassenhygiene. Leipzig 1926, S. 118 f.) Aber wie kann sich die Eizelle in solcher Weise teilen? Teilt sie sich, bevor aus ovulum und sperma eine neue Substanz entstanden ist, oder nach dieser Neubildung? Da man jetzt immer allgemeiner zu der Überzeugung kommt, daß diese Neubildung schon gleich von einer geistigen Seele informiert werde und deshalb sofort ein Mensch sei (vgl. hierzu *W. Stockums*, Historisch-Kritisches über die Frage: «Wann entsteht die geistige Seele?», im *Philos. Jahrb.* 1924, S. 225-252), so müssen wir annehmen, daß die befruchtete Eizelle sich schon vor dem Entstehen des Embryo teilt. Aber nehmen wir das an, dann entsteht sofort die Frage, wie das zugeht. Auf diese Frage ist bis jetzt noch keine vollkommen befriedigende Antwort gefunden worden. Daß die einzelnen Erbanlagen nicht ganz streng lokalisiert sind, dürfte wenigstens das eine verständlich machen, daß bei einer Teilung der Eizelle dieselbe Erbanlage sich nachher in beiden Teilen findet.

³ *Rhab. Liertz*, Wanderungen durch das gesunde und kranke Seelenleben bei Kindern und Erwachsenen. Kempten 1923, S. 29.

mit einer Eizelle, die immer zwölf Chromosomen umfaßt, so kommt die Chromosomenzahl der weiblichen Körperzelle heraus, das Kind muß demnach weiblichen Geschlechtes sein ; trifft dagegen eine Eizelle mit einer Samenzelle zusammen, die nur elf Chromosomen hat, dann beträgt die Summe dreiundzwanzig, die Chromosomenzahl der männlichen Körperzelle, sodaß das Kind notwendig männlichen Geschlechtes sein wird.¹

Schauen wir nur auf das, was sich in einem bestimmten Nachkommen den Sinnen offenbart, so scheint es allerdings, als habe das vorhin Gesagte die Erfahrung gegen sich. Allein auf diese Schwierigkeit hat schon Mendel, der Begründer der oben dargelegten Vererbungstheorie, die richtige Antwort gefunden, indem er eine Unterscheidung machte. Wenn er in einem Falle von Bastardierung nur Eigenschaften des einen Elters wahrnahm, dann bezeichnete er diese als *dominierend*, die von dem andern Elter ererbten, aber nicht sichtbaren Merkmale hingegen als *rezessiv*. Denn wie die Abfolgen dieses Bastards ihm bewiesen, waren die sogenannten rezessiven Merkmale durch die dominierenden nur « verdeckt ». Mag daher ein Kind scheinbar nur vom Vater oder von der Mutter Eigenschaften ererbt haben, in seinen Nachkommen wird es schon offenbar werden, daß bei ihm das andere Erbteil doch vorhanden war. Denn vielleicht wird die Mutter oder der Vater dafür um so deutlicher im Enkel oder Urenkel wiedererkannt.²

Aus diesem Grunde bezeichnen die Biologen denn auch alles das als ererbt, was ein Individuum auf Grund seiner überkommenen Chromosomen an Eigenschaften ins Dasein mitbringt³, einerlei, ob diese Eigenschaften bei ihm einmal in die Erscheinung treten werden

¹ Gegen diese Lehre hat man allerdings den Einwand erhoben, wie sich damit die Möglichkeit, das Geschlecht des Kindes zu bestimmen, vereinbaren lasse. Dagegen ist mit *K. H. Bauer* (a. a. O. S. 102) zu sagen, daß eine solche Geschlechtsbeeinflussung höchstens vor der Befruchtung gelingt. Und selbst in dieser Einschränkung ist es noch eine in der Zukunft zu lösende Frage, ob sie sich auch auf den Menschen ausdehnen läßt. Eine Beeinflussung des Geschlechtes nach der Befruchtung hält Bauer beim Menschen ganz sicher für ausgeschlossen, sodaß also hier « das Geschlecht mit dem Moment der Befruchtung bereits unänderlich festgelegt ist ». Siehe auch *Goldschmidt*, a. a. O. S. 252, und *André*, a. a. O. S. 113.

² Vgl. *Fr. Tillmann*, Über Vererbung und Seelsorge in: *Bonner Zeitschrift* 1924, S. 140.

³ Dagegen sind von der Vererbung auch schon jene Krankheiten zu unterscheiden, die auf das Kind durch Infektion im Mutterleib übertragen werden können und deshalb zuweilen auch sofort nach der Geburt desselben feststellbar sind: z. B. Syphilis und Tuberkulose.

oder nicht. Die äußere Erscheinung ist nicht einmal in allen Fällen ein ganz sicheres Kennzeichen. «Für die Vererbungslehre können Individuen nur insoweit als *gleich* angesehen werden, als deren Keimzellen die gleichen Erbanlagen oder Gene besitzen. Auf die Außenmerkmale kommt es gar nicht an. Im Gegenteil. Diese werden oft sehr verschieden sein, je nach der Lebenslage. Es können auch die äußeren Faktoren die Entfaltung bestimmter Anlagen hindern, während sie andererseits oft Wirkungen hervorbringen, die in anderen Fällen allein durch die Anlagen entstehen können.»¹ Daher unterscheiden manche Biologen (z. B. Muckermann) zwischen dem Genotypus und dem Phänotypus eines Individuums. «Der *Genotypus*, der auch wohl *Idiotypus* heißt, bezeichnet jenes Etwas, aus dem ein Organismus wird, das sein eigentümliches Wesen im tiefsten Grunde seiner Körperlichkeit bestimmt. Der Genotypus bildet die Summe der Erbanlagen, die das Kind von Vater und Mutter und durch sie aus dem Ahnenschatz des ganzen Geschlechtes bis zurück zum Urquell der Menschheit empfängt. . . . Der *Phänotypus* ist nur die äußere Erscheinungsform, ist das individuell Körperliche, ist der Einzelmensch, der aus dem Genotypus erstet, der aus den Erbanlagen unter dem Einfluß der Lebenslage wird, bis die gestaltenden Kräfte sich erschöpfen, bis die Harmonie zwischen Erbanlagen und Lebenslage gestört oder vernichtet wird, bis Altersschwäche, Krankheit, Tod das wunderbare Gewirk lebendiger Zellbauten auflösen.»² Die einzelnen Erbanlagen heißen in der Sprache der Biologen «Gene», für deren gemeinsames Substrat aber, die Chromosomen, haben sich zwei Bezeichnungen eingebürgert: Idioplasma und Keimplasma. Die erste stammt von Nägeli und die zweite von Weismann.

«Wir vermögen uns die Gene nicht anders zu denken wie als Anlage, Keime, die in sich die Norm der zukünftigen Ausgestaltung tragen und zugleich die Kraft besitzen, diese Ausgestaltung durchzuführen. Sie sind an materielle, stoffliche Grundlagen gebunden oder vielmehr: es handelt sich, ähnlich wie beim großen Organismus, um Realitäten von zugleich materieller und dynamisch-organischer Beschaffenheit. Weiter in ihr Wesen einzudringen, ist zur Zeit unmöglich.»³ Muckermann warnt vor der Vorstellung, als sei das Werden und Wachsen «die Entfaltung eines Miniaturgebildes, etwa

¹ Muckermann, a. a. O. S. 41.

² Muckermann, a. a. O. S. 125 f.

³ Jos. Schwertschlager, Philosophie der Natur. Kempten 1921. II, S. 93.

einer unendlich kleinen Knospe, die alle Organteilchen in mehr oder weniger fertiger Form enthält und nur bis zur angemessenen Größe ausdehnt »; desgleichen vor der anderen, als sei es « ein vollständiges Neuerstehen aus krudem, unorganisiertem Stoff », es sei vielmehr « ein lebendiges Auswirken von tatsächlichen ‚Anlagen‘, von ‚Erbfaktoren‘ oder ‚Genen‘, von denen jeder auf geheimnisvolle Weise einen harmonischen Teil des Gesamtplans in sich birgt. Was man sich unter den ‚Anlagen‘ konkret zu denken hat, weiß niemand. Gewiß bestehen die innigsten Beziehungen zwischen ‚Anlagen‘ und lebendigen Chromosomengebilden, aber welcher Art die wechselseitige Abhängigkeit oder Bedingtheit sein mag, ist ein vollkommenes Rätsel ». ¹

Nichtsdestoweniger gehen die Biologen noch einen Schritt weiter. Die einfache Tatsache, daß Chromosomen und Ahnenerbe zusammengehören, berechtigt und drängt sie dazu. Denn auf Grund dieser Zusammengehörigkeit muß die Geschichte des Ahnenerbes die gleiche sein wie die der Chromosomen. Diese aber verläuft immer nach einem bestimmten Gesetz. Kaum ist eine Eizelle befruchtet, da beginnt in ihr auch schon eine sehr intensive Lebenstätigkeit, die mit einer Furchung auf der Oberfläche anhebt. Deshalb nennen sie die Biologen den *Furchungsprozeß*. Aus ihr gehen bis zur Erschöpfung der Lebenskräfte und Lebensbedingungen immer neue Körperzellen hervor, von denen jede die gleiche Chromosomenzahl erhält, wie sie die befruchtete Eizelle selbst aufweist. Hat das Ahnenerbe die Chromosomen zum Träger, dann muß es demnach auch selbst in gleicher Weise weiter gegeben werden. Das gilt zunächst für das einzelne Individuum. ² Aber es liegt darin zugleich die Begründung für die Erscheinung, daß Nachkommen desselben Elternpaares sogar durch viele Generationen hindurch noch eine gewisse Ähnlichkeit der Begabung und Veranlagung beibehalten. ³

¹ Muckermann, a. a. O. S. 32 f.

² Auf die fundamentale Verschiedenheit angewendet, die von der Befruchtung an zwischen den beiden Geschlechtern besteht, bedeutet das nach Bauer (a. a. O.) soviel wie, « daß eine alte vulgäre Ansicht, daß Mann und Weib letzten Endes in jeder Fiber ihres Wesens irgendwie verschieden sein müssen, in diesen differenten Kernschleifenbestand schon von der befruchteten Eizelle an ihre tatsächliche morphologische Unterlage hat. Es sind also auch im späteren Leben nicht immer bloß die Keimdrüsen, die alles erklären, was zwischen Mann und Weib verschieden ist, die Differenz ist wahrhaft fundamental und von der ersten Stunde, von der befruchteten Eizelle an festgelegt ».

³ Ein interessantes Beispiel bietet Stählin in seiner Rektoratsrede: Grundlagen der Erziehung und Bildung bei Platon und in der Gegenwart. Erlangen

Damit dürften wohl die wichtigsten Ergebnisse der biologischen Forschung über das Problem der Vererbung wiedergegeben sein. Es sind ihrer hauptsächlich drei: Zunächst steht fest, daß es wirklich eine Vererbung gibt, und zwar auf Grund eines für alle Organismen ohne Ausnahme geltenden Naturgesetzes. So rätselvoll auch die Beziehungen der Erbanlagen zum Stoffe, näherhin zu den Chromosomen sein mögen, das eine ist gewiß, daß Vererbung und Chromosomen innerlich zusammengehören. Daraus aber ergibt sich als drittes Hauptresultat, daß das Ahnenerbe nicht nur für den Anfang wichtig ist, sondern auch für die ganze weitere Entwicklung eines Individuums von grundlegender Bedeutung bleibt.

Bringen wir das nun mit der Philosophie zusammen. Nicht damit diese das Gesagte noch einmal auf seine Richtigkeit prüfe. Dazu können wir ihr kein Recht geben. Ob das, was die Biologie lehrt, wahr ist oder falsch, entscheiden einzig die Tatsachen. Aber gerade die erst von der neueren Biologie aufgedeckten Tatsachen begründen die Frage, wie sich denn die Philosophie zu der Lehre von der Vererbung stelle. Wir denken speziell an die scholastische Philosophie. Die aber ist ohne genauere Kenntnis der oben aufgezählten Einzelheiten zustande gekommen. Daher kann man zweifeln, ob sie jetzt noch Geltung habe. Besonders scheint, daß ihre Lehre von der Individuation nunmehr veraltet ist. Denn wer wollte leugnen, daß der Mensch in erster Linie durch das, was er so von seinen Eltern erbt, zu diesem konkreten Einzelmenschen wird. Stellen wir deshalb vor allem diese zwei Lehren einander gegenüber. Ist die scholastische Lehre von der Individuation der körperlichen Substanzen und insonderheit der menschlichen Seele noch verträglich mit den Resultaten der neueren Biologie, kann sie die biologische Vererbungslehre vielleicht noch tiefer begründen, dann wird das gewiß zu ihrem eigenen Vorteil sein. Denn durch diese neu

1921: Hölderlin, Uhland, Mörike, Schelling, Hegel, Theodor Fischer, Hauff, Schwab und Ottilie Wildermuth haben in ihrem Stammbaum dasselbe Elternpaar, den Tübinger Professor der Medizin, Bardili (um 1600), und die Tochter des Professors der Logik, Burkhardt. Es sei hier auch an die oft genannten Musikerfamilien erinnert, wie etwa die deutschen Bach und die österreichischen Strauß. Indessen darf hierbei eines nicht übersehen werden. Weil die Menschen bei ihrer ehelichen Verbindung für gewöhnlich ihre eigene Art der Begabung bevorzugen, d. h. Künstler mit Vorliebe wieder Künstler heiraten, Romantiker wieder Romantiker usf., deshalb erhält das Erbgut in jeder neuen Generation eine Ergänzung. Dadurch aber wird es immer schwieriger, genau zu sagen, in welchem Umfange das Erbe eines bestimmten Gliedes in einer Ahnenreihe noch weiter wirkt.

aufgefundenen biologischen Tatsachen muß sie dem Individuum noch näher kommen.

Daß die Philosophie keine Schwierigkeit hat, die Vererbung als solche anzuerkennen, dürfte schon ihre traditionelle Definition der Fortpflanzung außer Zweifel setzen. *Generatio viventis est origo viventis a principio vivente conjuncto in similitudinem naturae.*¹ Hiernach besteht die Fortpflanzung darin, daß ein Lebewesen einen *Teil seiner selbst* benützt, um durch ihn ein ihm gleichartiges anderes Lebewesen hervorbringen zu helfen, und unterscheidet sich der Fortpflanzungsakt von jedem anderen Akte vor allem dadurch, daß bei ihm ein Lebewesen nicht eine fremde Materie neu gestaltet, sondern den Stoff seiner eigenen, ganz individuellen Substanz entnimmt. Vielleicht weicht er aber von allen übrigen noch mehr ab durch seinen Zweck. Die anderen Akte, die einen Stoff neu gestalten, können jede Form zum Ziele haben, nur nicht eine solche, die der bisherigen Form dieses Stoffes spezifisch gleich ist. So macht selbst der Organismus den Stoff, den er einfach ausscheidet, zu etwas ganz anders Geartetem. Der Fortpflanzungsakt dagegen zielt gerade darauf ab, zum Entstehen eines neuen Körpers beizutragen, der die *spezifisch* gleiche Form hat wie seine Ursache, d. h. wie das sich fortpflanzende Lebewesen. Aristoteles, der sich um die Philosophie und die Biologie gleich große Verdienste erworben hat, sah darin ein Zeichen, daß jedes Lebewesen Gott in bezug auf sein ewiges Sein ähnlich zu werden strebe. Denn «die natürlichste Tätigkeit bei allem Lebendigen, soweit es vollkommen entwickelt und nicht verstümmelt ist oder durch Urzeugung entsteht, ist die, ein anderes seiner Art hervorzubringen, also das Sinnenwesen ein Sinnenwesen, die Pflanze eine Pflanze, damit sie an dem Ewigen und Göttlichen teilnehmen, soweit sie es vermögen». ² An dieser Stelle wie auch in der scholastischen Definition von Fortpflanzung scheint allerdings zwischen Eltern und Nachkommen nur eine Ähnlichkeit *hinsichtlich der Art* behauptet zu sein. Aber denken wir die Definition etwas weiter. Besonders ihr letzter Teil «in similitudinem naturae»

¹ Vgl. *Thomas*, I q. 27 a. 2.

² *De anima*, II 4, 415 a. 26 ff. In seinem Kommentar zu dieser Stelle schreibt der hl. Thomas: «Res viva facit alterum quale ipsum est, quia animal facit animal, et planta plantam. Et ulterius secundum speciem tale animal facit tale animal, ut homo generat hominem, et oliva olivam. Ideo autem est naturale viventibus facere alterum tale quale ipsum est, ut semper participant, secundum quod possunt, divino et immortalis, id est ut assimilentur ei secundum posse.»
2 *De anima*, lect. 7. Vgl. in *Metaph.* lib. 7, lect. 8.

erinnert uns ohne weiteres an die Beziehung, die den Stoff der untergehenden körperlichen Substanz auf eine bestimmte neue hinordnet. Auch bei der Fortpflanzung muß dem Entstehen des neuen Individuums eine Zerstörung vorausgehen, ja sogar eine zweifache. Denn weder die Samen- noch die Eizelle kann so, wie sie aus dem elterlichen Organismus ausgeschieden wird, erhalten bleiben. Indem sie ineinander verschmelzen, gehen sie einzeln notwendig zugrunde, aber nicht ohne für die auf ihren Untergang folgende substantiale Neubildung entscheidend zu sein. Nach unserer Lehre von den *dispositiones praeviae* hat diese in ihrem Anfang kein einziges Akzidenz, das nicht schon im voraus bestimmt gewesen wäre. Daraus erhellt, daß die Ähnlichkeit der Natur, auf welche die Fortpflanzung abzielt, auch vom rein philosophischen Standpunkte aus gesehen, weit mehr enthält, als eine bloß ganz allgemeine Artgemeinschaft. Ist die oben dargelegte thomistische Individuationslehre richtig, dann erstreckt sich der Einfluß der Eltern, genauer ihrer Geschlechtszellen, sogar in erster Linie auf die Individualität ihrer Kinder. Denn Gott erschafft zwar die dem Stoffe das Mensch-Sein gebende Seele frei. Aber er richtet sich bei diesem Schöpfungsakte ganz genau nach dem von den Eltern stammenden, auf diese und jene konkreten Akzidentien hingebundenen Stoff. Und erst dadurch erschafft er diese bestimmte Einzelseele.¹

Wie die Tatsache der Vererbung und ihre Verknüpfung mit dem Stoffe, so kann der Scholastiker auch das dritte Ergebnis der neueren Biologie anerkennen, ohne ein Wort seiner Lehre ändern zu müssen. Denn sagten wir nicht, daß die Akzidentien einer Substanz infolge ihrer Subjektgemeinschaft innerlich zusammenhängen, und daß es deshalb für einen Organismus entscheidend sei, mit welchen Akzidentien er zu existieren anfangt! Das ist nichts anderes als ein philosophischer Ausdruck für die biologische Lehre, daß durch die fortdauernde Spaltung

¹ Eine besondere Schwierigkeit enthält für die Biologen die Frage, ob sich auch *erworbene* Eigenschaften vererben. Werden mit dem Ausdruck « erworbene Eigenschaften » nur solche nachträglich hinzugekommenen Sachverhalte bezeichnet, die für das gesamte organische Leben eine Bedeutung haben, so steht vom rein philosophischen Standpunkte aus nichts im Wege, da sehr weite Zugeständnisse zu machen. Denn ist unsere Lehre von den *dispositiones praeviae* richtig, dann hängt der Anfang des Nachkommen wesentlich von dem *aktuellen* Vollkommenheitszustand der Eltern zur Zeit ihres Fortpflanzungsaktes ab. Haben sich diese also bis dahin schon sehr vervollkommnet, dann begründet das einen guten Anfang für den Nachkommen. Auf diesem Wege kann auch ein bereits minderwertig gewordenes Geschlecht mit der Zeit wieder hoch kommen.

des befruchteten Eies und der daraus hervorgehenden Körperzellen das Ahnenerbe räumlich wie zeitlich weiter gegeben wird und für alles andere Geschehen grundlegend bleibt.

Zwischen unserer scholastischen Philosophie und der modernen Biologie herrscht demnach ein voller Einklang. Auch philosophisch betrachtet lebt der Mensch bis zu einem gewissen Grade in seinen Nachkommen weiter, und umgekehrt ist dieser seinem *physischen* Charakter nach nichts anderes als das Produkt seiner Voreltern. Gelänge es uns daher festzustellen, was ein Mensch an Eigenschaften seinen Vorfahren verdankt, dann hätten wir damit die gesuchte Kenntnis seines physischen Charakters. Denn was ein Mensch auf diese Weise ererbt, verleiht seinem ganzen Leben ein ihn von jedem anderen Individuum unterscheidendes eigenes Gepräge.

Doch dafür geben uns die bisherigen Untersuchungen noch kein einziges sicheres Kriterium. Schon Aristoteles bemerkt zutreffend, daß es auch edlen Menschen nicht immer gelinge, Edle zu erzeugen.¹ So

¹ Ἐξ ἀγαθῶν ἀγαθόν· ἡ δὲ φύσις βούλεται μὲν τοῦτο ποιεῖν, πολλάκις οὐ μέντοι δύναται. Polit. I 6, 1255 b 1 ff. — Die Tatsache der Vererbung war eigentlich niemals ein Problem. Sie ist von alters her in der Weise anerkannt worden, daß man mit ihr einfach als mit etwas Selbstverständlichem gerechnet hat. Man denke nur an die seltsame Erscheinung, daß in früheren Jahrhunderten die Heiligkeit eines Mannes oder einer Frau nicht selten nach und nach ihrer ganzen Familie zugeschrieben worden ist, woraus dann die sogenannten heiligen Sippen entstanden. Denn, so glaubte man, heilige Eltern müssen auch heilige Kinder gehabt haben, und umgekehrt, heilige Kinder von heiligen Eltern geboren worden sein. So ging die Verehrung der hl. Richtrudis allmählich auch auf ihren Mann und ihre beiden Töchter über, dagegen z. B. beim hl. Dominikus vom Sohne auf die Eltern. Vgl. Herib. Christ. Scheeben, Der hl. Dominikus. Freiburg i. Br. 1927, S. 3; Ludw. Zoepf, Das Heiligen-Leben im X. Jahrhundert. Leipzig und Berlin 1908. — Nach dem hl. Thomas hat die Überzeugung, daß leibliche und seelische Anlagen und Eigenschaften vererbt werden, auch die Erblichkeit des äußeren Adels begründet. «Homines reputant dignum, quod, sicut ex homine generatur homo et ex bestiis bestia, ita ex bonis viris generetur bonus vir. Et inde processit honor nobilitatis, dum filii bonorum honorati sunt tamquam similes patribus in bonitate. Et verum est quod natura habet inclinationem ad hoc faciendum: provenit enim ex bona corporis complexione et natura quod aliqui inclinantur magis vel minus ad opera virtutum vel vitiorum, sicut qui naturaliter sunt iracundi et aliqui mansueti: et haec quidem, scilicet natura corporalis, a patre derivatur ad posterios, ut in pluribus, sicut et aliae dispositiones corporales, puta pulchritudo, fortitudo et alia hujusmodi: sed propter aliquod impedimentum quandoque deficit. Et ideo ex bonis parentibus nascuntur multoties boni filii; sed propter aliquod impedimentum non potest natura semper hoc facere: et ideo quandoque ex parentibus bene dispositis ad virtutem oriuntur filii male dispositi, sicut ex parentibus pulchris turpes filii, et ex magnis parvi. Contingit autem quod filii diversificentur a parentibus in bonitate vel malitia non solum propter dis-

sicher die Tatsache der Vererbung selbst auch sein mag, bei ihrer Ausnützung für unseren Zweck kann sie uns doch im günstigsten Falle nur eine gewisse Wahrscheinlichkeit vermitteln, die uns vielleicht anregt, niemals aber recht befriedigen wird.¹

2. Der Mensch und seine Umwelt.

Die Eltern sind die einflußreichsten, aber nicht die einzigen Wirkursachen ihrer Kinder. Nach ihnen und zum Teile schon zusammen mit ihnen übt auf diese die ganze Umwelt eine tiefgehende Kausalität aus. Daher ist es denkbar, daß uns die Umwelt noch etwas näher an das Individuum heranbringt.

Wir teilen die Untersuchung über das Verhältnis des Einzelmenschen zur Umwelt in bezug auf seine Erkennbarkeit in zwei Fragen auf: erstens, vermag die Umwelt im Menschen einen eigenen physischen Charakter auszubilden, den wir aus ihr erschließen können? Und zweitens, ist es möglich, durch die Art, wie ein Mensch auf die Eindrücke seiner Umwelt reagiert, einen Einblick in seinen *angeborenen* physischen Charakter zu gewinnen?

a) *Unmöglichkeit, den physischen Charakter eines Menschen aus seiner Umwelt zu erkennen.* In Deutschland wie auch in anderen

positionem naturalem corporis, sed etiam propter rationem quae non ex necessitate sequitur naturalem inclinationem: unde contingit, quod homines qui sunt similes parentibus in dispositione naturali, propter aliam instructionem et consuetudinem sunt in moribus dissimiles. Si igitur bonorum parentum filii sint boni, erunt nobiles et secundum opinionem et secundum veritatem; si autem sunt mali, erunt nobiles secundum opinionem, ignobiles autem secundum rei veritatem: e contrario autem est de filiis malorum.» 1 Polit. lect. 1.

¹ Vgl. *Viernstein*, Vererbung und Konstitution und ihre Bedeutung für die Entstehung von Psychopathien in: «Religion und Seelenleiden» (Vorträge der III. Sondertagung des Verbandes der Vereine kath. Akademiker in Kevelaer), Düsseldorf 1928, S. 39-65. In der auf diesen Vortrag folgenden Aussprache bemerkt Sanitätsrat Dr. Adams, Direktor einer Provinzial-, Heil- und Pflegeanstalt: «Was die Anwendbarkeit der Mendelschen Regeln auf die Vererbung von Geisteskrankheiten angeht, so tapen wir noch vielfach im Dunkeln. Wohl können wir die Annahme einer dominanten Vererbung der affektiven und schizophrenen Psychosen . . . ablehnen, umsomehr, als die Natur das Bestreben hat, die ursprüngliche Reinrassigkeit als das normale Verhalten wieder herzustellen. Ebenso wenig können wir aber an der Tatsache einer rezessiven Vererbung der Anlagen zu Psychosen vorübergehen. Es ist allerdings nicht ausgeschlossen, daß vollständig gesunde Eltern schizophrene Nachkommen haben können. Auch kann bei Eltern, die beide an dementia praecox leiden, ein oder das andere Kind vollkommen gesund bleiben. Immerhin ist die Veranlagung zur Psychose in der krankhaften Beschaffenheit von Keimen eines Ascendenten zu suchen.» A. a. O. S. 78.

Ländern war es einst Brauch, das Kind gleich nach seiner Geburt auf die Erde zu legen.¹ Der Vater hob es dann auf, ein rechtlicher Akt, wodurch der Sohn oder die Tochter offizielle Aufnahme in die Familie fand. Daß man das Kind auf die Erde legte, hatte eine besondere Bedeutung; wie es scheint, sollte dadurch ursprünglich die Weihe an die Erdgöttin zum Ausdruck kommen. Mit dem Sieg des Christentums über das Heidentum mußte zwar dieser Sinn wegfallen; aber die äußere Zeremonie des Niederlegens hat sich, wie auch manche andere, anfänglich heidnische Volkssitte, noch sehr lange erhalten. Der Glaube, daß die unmittelbare Berührung mit der « Mutter Erde » den Menschen gesund und stark mache², hatte in der Seele des Volkes so tiefe Wurzeln geschlagen, daß in einigen Gegenden Deutschlands der Brauch des Niederlegens noch bis ins letzte Jahrhundert geübt wurde.

Wiewohl man den Aberglauben, der dieser Sitte zugrunde liegt, verurteilen muß, sagt der Kirchenhistoriker Fr. X. Kraus doch mit Recht: « Es wäre eine lehrreiche Studie, die Untersuchung, in welchem Maße die geistige Eigenart und die Entwicklung bedeutender Menschen durch den Boden, die Landschaft bestimmt wird, in der sich ihre Jugend abspielt und deren Bildern und Einflüssen sich niemand entziehen kann. Der Schoß der Mutter und der Schoß der heimatlichen Erde birgt in sich das beste Stück unseres künftigen Seins. »³ Man mag bezweifeln, ob es immer nur das Beste ist, was der Mensch der Heimerde verdankt. Jedenfalls ist es soviel, daß es durch nichts anderes, am wenigsten durch die Kultur, ersetzt werden kann.

Vielleicht ist es sogar richtig, daß zum Wesen der Kultur gehört, den Menschen der Natur⁴ zu entfremden. Man kann auch darüber streiten, ob uns die Kultur für das, was sie uns nimmt, vollwertig entschädigt. Das eine jedenfalls dürfte sicher sein: wenn Kultur und Natur gemeinsam auf einen Menschen einwirken, dann verliert dieser der Natur gegenüber viel von seiner Unmittelbarkeit. Die Natur hört zwar nicht auf, ihren Einfluß auf ihn auszuüben; aber er nimmt diese

¹ In orientalischen Sprachen ist der Ausdruck « auf die Erde legen » auf Grund dieses Brauches sogar identisch mit « gebären », so z. B. in Ägypten. Vgl. Archiv für Religionswissenschaft, Leipzig, 9. Bd., S. 144 f.; ferner ebd. S. 290, 533.

² Vgl. *Alb. Dietrich*, Mutter Erde, Leipzig 1925³, S. 8.

³ *Essays*, Berlin 1896, I, S. 93.

⁴ Unter « Natur » ist hier nur die äußere, zur Umwelt eines Menschen gehörende verstanden, so wie sie das Gegenstück zu allem künstlich Hervorgebrachten bildet, besonders aber auch das, was wir als « Gottes freie Natur » zu bezeichnen pflegen.

Eindrücke nicht mehr so unbefangen in sich auf, sondern er tritt ihnen entgegen als einer, der schon einen bestimmten Standpunkt gewonnen hat.

Vergleichen wir in dieser Hinsicht den Bauer mit dem Städter, besonders dem Großstädter, so zeigt sich, daß ersterer in der Regel an Kultur der ärmere ist, dafür aber umsomehr ein treues Spiegelbild des Bodens, auf dem er geboren und groß geworden ist. — Der Städter ist z. B. ganz ein Rheinländer, weil seine Vaterstadt Köln nun einmal am Rheine liegt und die *rheinische* Kultur aufweist; er hat die Eigenschaften eines echten Rheinländers und liebt seine rheinische Heimat vielleicht intensiver und vor allem bewußter als der Bauer seine Heimerde; er pflegt auch dieses Heimatgefühl mehr als jener, der wohl tief im Herzen mit seinem Erbland verwachsen ist¹, aber nicht selten erst durch den Städter auf die Schönheiten seiner Heimat, etwa auf die malerische Lage seines Dorfes, hingewiesen werden muß, um sich ihrer überhaupt bewußt zu werden. Aber wie der Städter oft nur schwer Gelegenheit hat, mit der freien Natur, d. h. mit dem wilden Wald ohne Blumenbeete, mit dem freien Feld ohne Ruhebänke oder etwa mit frei lebendem Wild — außerhalb des zoologischen Gartens — in nähere Berührung zu kommen, wie es also dem Städter oft kaum möglich ist, dem « Kulturgebiet » des Häusermeeres einmal ganz zu entfliehen, so ist auch andererseits kaum die Möglichkeit gegeben, daß diese freie Natur auf den Stadtbewohner voll einwirkt und ihm von ihren Eigenschaften unmittelbar mitteilt.²

Allerdings, heute hat auf Grund der modernen Schulbildung, der Fortbildung in Vereinen usw., hauptsächlich aber in seiner Religion auch der einfachste Bauer einen gewissen Anteil an der Kultur. Man kann daher zwar allgemein in der Abstraktion zwischen Einflüssen der Natur und Einflüssen des kulturellen Milieus unterscheiden; und diese Unterscheidung ist auch durchaus berechtigt, weil sie den Tatsachen entspricht: die Einflüsse, die die Natur auf den Menschen ausübt, sind wirklich von anderer Beschaffenheit als die der ihn umgebenden Kultur. Sobald wir aber diese Unterscheidung konkret auf ein Individuum anwenden wollen, kommen wir in große Verlegenheit; denn wir müssen uns da mit sehr wenig Positivem zufrieden

¹ Vgl. *Jos. Weigert*, Das Dorf entlang. Freiburg i. Br. 1913³.

² Vgl. *Heinr. Kautz*, Im Schatten der Schlote, Versuche zur Seelenkunde der Industriejugend. Einsiedeln 1926.

geben. Das zeigt sich vollends, wenn wir die einzelnen Bestandteile sowohl der äußeren Natur wie auch der Kultur auseinanderlegen und fragen, wieviel wohl dieser oder jener Faktor zur Prägung des Charakters eines bestimmten Menschen beigetragen haben mag: etwa die Berge, die Wälder, der Bach oder Fluß der Heimat; dann die Religion, der Schulunterricht, diese oder jene Wissenschaft usw. Könnte der Mensch diese Einflüsse wenigstens bei sich selbst genau abgrenzen! Aber sogar da muß er sich durchweg mit bloßen Vermutungen begnügen.

Das gilt selbst für den freien menschlichen Willen. Denn auch der setzt ja stets ein Objekt voraus, das ihn anlockt oder abstößt. Wissen wir aber etwa immer genau, wann eine Sache oder Person anfängt, uns zu gefallen oder zu mißfallen, und welchen Einfluß das nun auf unsere ganze Seelenhaltung ausübt? Gewiß, der Mensch ist frei. Aber wir müssen mit dem hl. Thomas unterscheiden. Fassen wir den menschlichen Willen zunächst ganz allgemein in seiner Eigenschaft als Strebevermögen, so ist er in gleichem Umfang wie das sinnliche Begehren naturnotwendig auf das Gute hingeeordnet. Für einen vollkommenen Indeterminismus fehlen in der thomistischen Philosophie alle Voraussetzungen.¹ Auf der anderen Seite bleiben die Thomisten allerdings dem uneingeschränkten Determinismus ebenso fern. Aber das freie Wollen, das sie dem menschlichen Willen zuerkennen, läuft nicht etwa neben dem Naturwollen einher. Das Verhältnis von Naturwollen und freiem Wollen zueinander ist vielmehr so zu denken: da der Wille dem Verstandeserkennen folgt, muß er zunächst alles ohne Ausnahme, was immer der Verstand als gut erkennt, wollen, und umgekehrt alles, was ihm auf diesem Wege als ein Übel entgegentritt, hassen.² In diesen ersten Regungen fehlt also noch jede Freiheit. Diese entsteht erst mit der weiteren Erkenntnis, daß die wahrgenommene Sache weder absolut gut noch in jeder Hinsicht schlecht ist.

¹ Thomas, *De veritate*, 22, 5. Vgl. Karl Schmid, *Die menschliche Willensfreiheit in ihrem Verhältnis zu den Leidenschaften*. Engelberg 1925.

² Nach dem hl. Thomas ist der amor naturalis das principium dilectionis electivae: I q. 60 a. 2; q. 62 a. 2; q. 82 a. 1; I-II q. 10 a. 1; q. 17 a. 9 ad 2; q. 91 a. 2 ad 2; II-II q. 155 a. 2. — I q. 62 a. 8 ad 3 und q. 83 a. 4 vergleicht der Aquinate das Verhältnis des Naturwollens zur Willensfreiheit mit der Beziehung zwischen dem menschlichen Verstand und der Vernunft. « Sicut se habet intellectus ad rationem, ita se habet voluntas ad vim electivam i. e. ad liberum arbitrium. »

Sehen wir indessen von der Willensfreiheit einstweilen noch ab. Deren Bedeutung für die Lebensgestaltung des Einzelmenschen soll erst im nächsten Kapitel untersucht werden. Durch das eben Gesagte ist hier das Eingehen auf ein anderes Problem notwendiger geworden. Räumen wir ein, daß sogar unser gesamtes Wollen von außen angeregt werden muß, und erwägen wir, daß erst recht unser vegetatives und sensitives Leben unter dem Einfluß der Umwelt steht, so scheint es lediglich an unserer mangelhaften Kenntnis der auf den Menschen einwirkenden Ursachen zu liegen, wenn wir ein bestimmtes Individuum nicht ganz aus seiner Umgebung erklären können.

Die äußeren Ursachen sind entweder Wirkursachen oder Zweckursachen. Doch kann in der geschöpflichen Ordnung nichts Zweckursache sein, was nicht zugleich auch Wirkursache ist. Denn Zweckursache wird das genannt, was anlockt und deswegen erstrebt wird. Niemand aber kann etwas anstreben, was er nicht zuvor wenigstens dunkel erkannt hat; — die Scholastiker sagen: nihil volitum, nisi cognitum. Damit jedoch etwas wahrgenommen werde, muß es uns zuvor ein entsprechendes Erkenntnisbild einprägen.¹ Folglich kommt in unserer Frage alles darauf an, ob eine vollkommene Kenntnis aller Dinge, die einen Menschen jemals wirkursächlich beinflusst haben und noch beeinflussen, uns auch ein gleiches Verständnis seines physischen Charakters geben könnte.

Hören wir zunächst wieder, was die Biologen sagen. Wie wir oben gesehen haben, unterscheiden sie im Organismus zwischen Phänotypus und Idiotypus. Wenn es möglich sein soll, aus äußeren Ursachen auf den Charakter eines Lebewesens zu schließen, dann darf sich deren Einfluß nicht einzig auf den Phänotypus erstrecken. Denn nur im Idiotypus findet sich das Ahnenerbe, durch das der physische Charakter konstituiert wird. Nun ist es aber in der Biologie noch eine Streitfrage, ob Einwirkungen von außen so weit reichen können. Der Gegenstand dieser Kontroverse ist nicht einmal die eigentliche Umgestaltung des Typus, sondern es handelt sich nur darum, ob das Ahnenerbe durch äußere Ursachen irgendwelche Beraubung oder Bereicherung erfahren kann. Muckermann bezeichnet es als unzweifelhaft, daß eine Idiokinese der Entartung beim Menschen möglich sei. Sie werde besonders leicht durch den Genuß von Alkohol hervorgerufen. Dagegen läßt er die Frage, ob es auch qualitative Bereicherungs-

¹ Thomas, I q. 79 a. 2.

quellen des Ahnenerbes gebe, bewußt unbeantwortet.¹ Wie auch immer in der Zukunft die Antwort ausfallen mag, solange äußere Einflüsse nicht den *ganzen* Idiotypus eines *fortlebenden* Organismus umändern und dadurch das von Zelle zu Zelle weiter gegebene Ahnenerbe *gänzlich* aufheben, was ganz ausgeschlossen ist, kann es keinem Zweifel unterliegen, daß zum Wesen des Organismus auch eine gewisse gegen alle äußeren Einwirkungen sich erhaltende und aus ihnen niemals erklärbare Kontinuität der Entwicklung gehört. Daraus dürfte ersichtlich sein: *Der Versuch, den Charakter eines Menschen lediglich aus seiner Umwelt mit Sicherheit erschließen zu wollen, müßte selbst dann mißlingen, wenn wir deren Einflüsse auf ihn nicht nur ihrer Zahl, sondern sogar ihrem Stärkegrad nach ganz genau bestimmen könnten.*

Betrachten wir die Sache nun rein philosophisch, so brauchen wir nur an oben Gesagtes zu erinnern. Dort wurde gezeigt, daß der Organismus sich selbst vervollkommnet. Wie wir gesehen, tut er das durch eine Kette von Akten, in der jeder spätere alle früheren wesentlich voraussetzt. Darum sagten wir, es sei für den Menschen durchaus nicht gleichgültig, wie er zu existieren anfange. Denn es entscheide sich schon gleich im Anfang, was er in der Zukunft werden könne. Also auch philosophisch kann die Entwicklung eines Organismus niemals restlos aus äußeren Ursachen erklärt werden. «Denn wie im gleichen Feuer das Gold glänzt, der Schaum rußt und in der gleichen Dreschmaschine das Stroh zerstoßen, das Getreide gesäubert wird, und wie sich die Ölhefe mit dem Öl nicht vermengt, obwohl sie durch den Druck der gleichen Kelter ausgepreßt wird, so erprobt, reinigt und klärt ein und dasselbe Geschick die Guten und verdammt, vernichtet und verscheucht die Bösen. Daher die Erscheinung, daß in der gleichen Heimsuchung die Bösen Gott verwünschen und lästern, die Guten ihn anrufen und preisen. So sehr kommt es darauf an, nicht welcher Art die Leiden, sondern welcher Art die Dulder sind. Der gleiche Lufthauch streicht über den Unflat, und er entsendet schreckliche Dünste, streicht über das Salböl, und es spendet liebliche Düfte.»²

b) *Unmöglichkeit, durch die Umwelt einen ganz sicheren Einblick*

¹ A. a. O. I, S: 109 f. Vgl. auch *Goldschmidt*, a. a. O. S. 436.

² *St. Augustinus*, De civitate Dei I, 8. Übersetzung von Schröder. — «Magnitudo passionis non solum dependet ex virtute agentis, sed etiam ex passibilitate patientis, quia quae sunt bene passibilia, multum patiuntur etiam a parvis activis.» *Thomas*, II-II q. 22 a. 3 ad 2.

in den angeborenen physischen Charakter eines Menschen zu gewinnen. Was nicht aus der Umwelt möglich ist, könnte wenigstens durch sie möglich werden. Denn sollte uns nicht der Umstand, daß die Umwelt den ganzen Menschen geradezu zwingt, zu jeder ihrer Einwirkungen auf ihn irgendwie Stellung zu nehmen, den Eintritt verschaffen zu dem uns sonst verschlossenen Inneren. Indem wir auf die Kontinuität achten, die sein ganzes Handeln durchzieht und hinreichend die Induktion anwenden, scheint sich von seinem angeborenen Charakter sogar ein strenges Wissen gewinnen zu lassen.

Allein, so aussichtsvoll dieser Weg zunächst erscheinen mag, auch er führt uns nicht zum Ziele, sondern nur zu einer größeren oder geringeren Wahrscheinlichkeit. Gewiß, die Umwelt nötigt den Menschen, sich zu offenbaren, gewissermaßen sich selbst zu verraten. Aber doch nicht so, daß dadurch schon gleich seine ureigene Individualität erkennbar werden müßte. Denken wir nur an die menschlichen Gesellschaften. Eine Gemeinschaft mag Familie heißen, Dorf oder Stadt, Nation oder Volk, Staat oder Kirche, ihre Glieder werden sich durchweg in der Art, wie sie auf manche Einwirkungen ihrer Umgebung reagieren, untereinander näher stehen als den übrigen Menschen. So will man festgestellt haben, daß der echte Deutsche innerlich, gründlich und treu sei, der Franzose geistvoll, aber leichtfertig und unbeständig, der Engländer kühl berechnend, der Italiener heißblütig, der Spanier stolz und der Holländer phlegmatisch. Und glaubt Lindner, die großen Völkergruppen folgendermaßen charakterisieren zu dürfen: «Der Mongole ist Phlegmatiker, der Semit Choleriker, der Indogermane Sanguiniker, der im Indier zum Melancholiker wurde. Bei dem ersten überwiegt die Vernunft, bei dem zweiten der Verstand, bei dem dritten das Gefühl. In der Religion ist der Mongole gleichgültig, der Semit eifrig und scharf formulierend, der Indogermane seelisch ergriffen und selbst ergreifend. Der Mongole verehrt den staatlichen Verband, der Semit unterwirft sich ihm, soweit er muß; der Indogermane neigt zur Volksfreiheit und Selbstregierung. Mongolen und Semiten sind objektive Realisten, die dritten subjektive Idealisten. Der Mongole hat ein sehr geringes Anpassungsvermögen, der Semit ein starkes; aber er nimmt nur an, nicht auf; der Indogermane ist für die Anpassung gemacht, aber verliert sich nicht in ihr. Der Mongole ist Massenmensch, der Semit ist es nur, soweit der Zwang reicht; der Indogermane steht und fällt als Individuum. Der Mongole ist ganz der Mann der Beharrung, der Semit hat sie etwas weniger, der Indogermane vereinigt sie mit

der Veränderung.»¹ Man bezeichnet diese gemeinsamen Eigenschaften metaphorisch zuweilen als die Seele der Gesellschaft. So spricht man jetzt viel von der russischen Volksseele und versteht darunter «nichts anderes als die Gesamtheit der Angehörigen eines Volkes, insofern sie eine gemeinsame Art des Denkens, Fühlens und Wollens haben».² Statt «Seele» gebraucht man auch gerne den Ausdruck «Typus». Kein Dorf ist zu klein, um nicht einen besonderen Typus ausbilden zu können. Das beweist oft schon seine Sprache. Wenn es auch nur ein paar Dutzend Häuser umfaßt, weisen seine Bewohner doch nicht selten Eigenheiten in der Klangfarbe ihrer Worte und in ihrer Ausdrucksweise auf. Man denke hier auch an den Spott, den die verschiedenen Ortschaften übereinander auszugießen pflegen. Zu wissen, wo einer geboren ist, welchem Volksstamme er angehört und zu welcher Kirche er sich bekennt, kann daher für die Feststellung des einzelnen Charakters schon von großem Werte sein. So können wir *nachträglich* zu einer annehmbaren Erklärung kommen, warum einer die und die Eigenschaften gehabt hat oder vielleicht noch hat. Es reicht auch hin, um Vorurteile zu Ungunsten oder Gunsten eines Menschen verständlich zu machen, ja bis zu einem gewissen Grade zu rechtfertigen. Sobald wir jedoch streng philosophisch vorgehen, behalten alle Merkmale, die den Typus einer Gesellschaft ausmachen, nur die Bedeutung von Anhaltspunkten und Fingerzeigen, die uns zwar die Richtung angeben, nach der wir unseren Blick besonders wenden müssen, aber nicht sagen, wie weit es noch bis zum erstrebten Ziele ist, und erst recht nicht dieses Ziel selbst vermitteln. Als Philosophen sollten wir ihnen sogar sehr skeptisch gegenüber treten. Denn es gibt keine einzige Charaktereigenschaft, von der man sagen dürfte, sie sei eine *notwendige* Folge der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gesellschaft. Sind doch selbst aus der gleichen Familie schon die verschiedensten Charaktere hervorgegangen. Und wer wüßte nicht, daß erst recht in den übrigen Gesellschaften die entgegengesetzten Typen vertreten sein können! Gewiß, jede Gesellschaft führt zu einer gewissen Angleichung der Charaktere. Dort, wo sie aus einer gemeinsamen Abstammung hervorgegangen ist, sind die Ähnlichkeiten im Charakter sicher auch mehr als äußerliche Nachahmungen. Aber wenn wir den

¹ *Lindner*, Geschichtsphilosophie, 2. Aufl., S. 121. Zitiert bei *Fr. Sawicki*, Geschichtsphilosophie. Kempten 1920, S. 66.

² *Sawicki*, a. a. O.

angeborenen physischen Charakter *der einzelnen* erfassen wollen, kann uns gerade diese scheinbare Gleichheit leicht in Irrtum führen. Denn auch soziologisch betrachtet gibt es nun einmal keinen Menschen, der *bloß* sein Milieu widerspiegelte, und es kann keinen solchen geben. Sonst müßte man die Gesellschaft beschuldigen, daß sie den angeborenen Charakter ihrer Glieder nicht so sehr vervollkommen helfe, als vielmehr ersticke und zerstöre.

Nehmen wir indessen einmal an, es gelinge uns bei einem bestimmten Menschen über das hinaus, was er mit seinen Familienangehörigen, seinen Stammesgenossen, seinen Religionsfreunden usf. in der Art, sich nach außen zu geben, gemeinsam hat, bis zur Erfassung der ihn von jedem anderen unterscheidenden Momente vorzudringen, so wären wir gleichwohl noch lange nicht dahin gelangt, eine sichere Kenntnis von seinem angeborenen physischen Charakter zu haben. Denn dazu ist erforderlich, daß wir genau bestimmen können, wie weit etwas angeboren und wie weit es nachträglich erworben ist. Das aber ist uns unmöglich. Setzt das doch nicht weniger voraus, als daß wir sowohl die tatsächliche Entwicklung dieses Menschen bis in alle Einzelheiten kennen, als auch die Entwicklungen, die sein Charakter unter anderen äußeren Voraussetzungen, etwa einer anderen Umwelt hätte nehmen können.¹ Wir werden später von der Bedeutung der menschlichen Gewohnheiten sprechen. Wer möchte sich anheischig machen, auch nur in einem Falle mit Sicherheit anzugeben, was sich jemand nur angewöhnt hat und was ihm von Natur aus schon zukommt? Wir wissen das nicht einmal bezüglich unserer selbst ganz vollständig. Daraus ersehen wir, daß uns also auch die Art, wie jemand auf die Eindrücke seiner Umwelt reagiert, keine rechte Gewißheit über den individuellen Charakter eines Menschen geben kann. Es bleibt uns auch auf diesem Wege eine letzte Schwierigkeit, die wir nicht zu überwinden vermögen.

(Fortsetzung folgt.)

¹ Wenn man entwickelte Charaktere miteinander vergleicht, liegt es nahe, in einem bestimmten Menschen auf nicht verwirklichte Möglichkeiten zu schließen. So hat man gesagt, der hl. Franziskus Xaverius und der Kaiser Napoleon hätten einen so ähnlichen physischen Charakter besessen, daß der erste leicht ein Gewaltmensch wie Napoleon, und der zweite ebenso gut ein anderer Franziskus Xaverius hätte werden können. Aber wer will das beweisen?